

Osttiroler Heimatblätter

Halbmonatliche heimatkundliche Beilage der „Tiroler Nachrichten“

Nummer 10.

Trienz, Samstag den 23. August 1924.

1. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

- Geschichte von Osttirol im Grundriß. Von Univ.-Professor Otto Stolz, Innsbruck, (9. Forts.)
- Aus der Götzer Vergangenheit von Trienz. Von Schulrat P. Mag. Straganz, Hall.
- Spinners-Glöcklein. Von E. Angerer.
- Vonder Pfarrkirche in Trienz. Jos. Weingartner.
- Was trägt die Gans? Lied aus dem hintersten Iseltale.
- Das Perchtlspringen. Aus dem Pfarrarchiv von Obertrienz.
- Ursula von Trienz.
- Degeu und Gut oder: Der lügende Berg. Von Hofrat Konstantin Dankelovskij, Wien.

Geschichte von Osttirol im Grundriß.

Von Prof. Otto Stolz.

II. Handel und Verkehr, Märkte und Städte.

Während in den ebenen Gebieten Deutschlands, am Rhein und an der Donau, die Geschichte des Handels und Verkehrs schon zur Karolinger Zeit mit sicheren Angaben einsetzt, an der Brennerlinie etwa im 11. Jahrhundert, beginnt sie für Osttirol erst mit dem 13. Jahrhundert. Freilich hatte auch diese Gegend zur Römerzeit treffliche Straßen und das blühende Stadtwesen von Aquint gesehen, aber die großen Umwälzungen im europäischen Staatensystem seit dem Ausgange des römischen Reiches hatten die Verkehrsbedingungen in diesem Gebiete, das so lange ausgesprochenes Grenzland zwischen zwei von einander geschiedenen Weltteilen gewesen war, gründlich lahm gelegt. Erst seitdem Venedig sich zur führenden Handelsmacht am Mittelmeere, zur Vermittlerin des Güterausstausches zwischen der Levante und dem nordalpinen Europa aufgeschwungen hatte — das war im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts — und alle Uebergänge, die vom ostitalischen Tieflande über die Alpen führten, in den Kreis seiner Handelsverbindungen einbezog, rückte auch unser abgelegener Alpenwinkel in eine gewisse verkehrspolitische Bedeutung. Die erste Urkunde, die das andeutet, ist ein Vertrag zwischen dem Grafen von Görz und dem Patriarchen von Aquileia vom Jahre 1234, ersterer erhält hier das Geleitsrecht für die Kaufleute, die von Baiern über die Tauern und den Klödenpass nach Friaul und umgekehrt mit ihren Waren verkehren. Dieses Geleit befugte, daß der Graf für die Sicherheit des angeordneten Verkehrsweges sorgte und dafür von dessen Benützern eine regelmäßige Abgabe einhob. Mit dem Geleitsrechte war enge das Zollrecht verwandt, dieses ward damals nicht an Grenzlinien, sondern entlang wichtiger Straßenzüge ausgeübt. Der Inhaber des Zollrechtes war zur haultchen Instandhaltung der Straße und Aufrechterhaltung des Friedens und der Sicherheit auf derselben verpflichtet. Solche Zollstätten im Besitze des Grafen von Görz finden wir seit etwa 1250 in Trienz, Drauburg, Spital und Greiffenburg. Der Verkehr, der diese Zollstätten berührte, wird sich über Trienz hinaus durch das Iseltal über den Tauern und durch das Pustertal fortgesetzt haben.

Seit dieser Zeit entwickelt sich Trienz, es wird einerseits Halte- und Umschlagplatz für den Frachtdurchgangsverkehr, andererseits Handels- und Marktplatz für die Bedürfnisse der näheren Nachbarschaft. Das aufstrebende Landesfürstentum hat überall in seinem Bereiche Handel und Gewerbe und damit die Bildung der Städte zu befördern getrachtet,

zwischen beiden besteht ein innerer geschichtlicher Zusammenhang, nämlich das Streben, die Kräfte des landesfürstlichen Gebietes auch von innen heraus zu beleben und zu bereichern. Trienz, im 11. Jahrhundert als gewöhnliche Ortschaft bezeichnet, erscheint in einer Urkunde von 1243 als „burgum“ d. h. als ein durch Mauern geschützter Flecken und 1252 als „civitas“ oder Stadt, als ein Ort, der sich wirtschaftlich, durch den Betrieb von Handel und Gewerbe und rechtlich durch eine eigene Gemeindeverfassung vom Bauernlande der Umgebung abhob. Der Marktplatz (forum) zu Trienz wird 1261 genannt, laut des Urbaris von ca. 1300 gab es dort zwei Märkte, einen inneren und äußeren und die dort stehenden Häuser mußten dem Landesfürsten eine jährliche Abgabe leisten. Daraus ersieht man, daß die Grafen von Görz die Anlage des Marktes ersinnlich ermöglicht haben. Anfangs war der Marktverkehr auf diesem Platze wohl nur vorübergehend zu gewissen Zeiten gedacht, dann aber ließen sich Handels- und Gewerbsleute hier dauernd nieder, erbauten, auf dem vom Grafen bewilligten Grunde Häuser und so ist recht eigentlich auch hier aus dem Markte die Stadt erwachsen. Um den durchziehenden Fremden und den Besuchern aus der Nachbarschaft den Aufenthalt in der Stadt zu erleichtern, wurden schon früh Gasthäuser (hospicia) errichtet, zuerst auch wieder auf Grund landesfürstlicher Bewilligung. So verleiht Graf Albert von Görz im Jahre 1282 dem Konrad von Walchenstein ein Gasthaus, gelegen im Markte zu Trienz 1). Hier war auch, wie wir schon hörten, eine landesfürstliche Zollstätte und auch schon seit dem 13. Jahrhundert eine ebensolche eigene Münzstätte. Gerade der Bestand dieser läßt auf einen ziemlichen Geldverkehr am Orte schließen. Die Trienzer Münze war nach Aquileier (Agleier) Münzfuß geschlagen, ein Zeichen der vorherrschenden Verkehrsbeziehung nach dem Süden und auch des politischen Zusammenhanges. Selbst eine Leihbank wurde hier im Jahre 1327 kraft landesfürstlicher Verleihung von Florentinern gegründet, die damals dieses Geschäft allenthalben in Europa betrieben und die Väter des modernen Bankwesens gewesen sind 2). Auch Juden, ebenfalls in den mittelalterlichen Städten ein Element des Handels, kommen in Trienz um jene Zeit vor. Außer den Handels- und Verkehrsgewerben wurden im alten Trienz auch alle Handwerke für den Bedarf der Stadt und ihrer Umgebung betrieben. Die Organisation des Handwerks, das Zunftwesen, läßt sich hier sogar mit größerer Bestimmtheit auf seine geschichtlichen Anfänge zurückführen als in anderen Städten Tirols. Laut einer Urkunde vom Jahre 1342 „vergönnte damals Graf Albert von Görz den Schneidern, Kürschnern und Spornern zu Trienz eine Bruderschaft (d. h. Zunft) aufzurichten, allermähren wie die Schuster dort schon eine haben.“ 3)

Für den Aufschwung von Trienz war es dann noch besonders wichtig, daß die Grafen von Görz im Schlosse Brud nahe der Stadt ihre Residenz aufschlugen und jene so eine Art Hauptstadt für die vorderen görtzischen Lande wurde. Dieses Schloß Brud erscheint in den Urkunden seit 1285, früher wird stets nur ein Schloß Trienz genannt und dieses dürfte unter der Obhut eigener Burggrafen im Orte Trienz selbst gestanden haben. 4) Mitglieder des Fürstenhauses stifteten auch klösterliche Niederlassungen in der Stadt, um 1240 eine der Dominikanerinnen, etwa hundert Jahre später eine der Carmeliter (heutiges Franziskanerkloster); es sind das die

ersten Klostergründungen in Osttirol nach jener in der Umde zu Innichen und auch darin zeigt sich der Wandel der Zeit, daß auch auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens die Konzentration in die Stadt vorwaltet. Nur die alte Pfarre zu Trienz trotzte diesem Zuge der Zeit, sie blieb in ihrer stolzen Einzellige außerhalb der Stadt, da sich auch ihr Amtsprängel weit ins Iseltal hinein bis St. Johann im Walde erstreckte, und die Bürger der Stadt mußten sich begnügen, in ihren Mauern Filialkirchen zu erbauen. Die Stadt sorgte aber auch für die Kranken durch die Errichtung eines Spitals, das auch die Landesfürsten gnädig bedachten, und für die Heranbildung der Jugend durch eine öffentliche Schule, wie es einer richtigen Stadt allenthalben in deutschen Landen gezieme.

In vielen Stücken seiner älteren Geschichte wie der herrlichen landschaftlichen Lage besitz Trienz auffallende Ähnlichkeiten mit Meran. Das landesfürstliche Hauptschloß über der Stadt, diese eine Schöpfung der Fürsten auf Grund ihrer Verkehrslage, die alte Mutterpfarre außerhalb der Stadt, das Amt des Burggrafen und das große Landgericht im Beden des Haupttales mit seinen Schubgerichten und Urbarämtern in den Grünten der Seitentäler, endlich die verschiedenen Einrichtungen der Stadt selbst.

Jedenfalls hat Trienz vom Landesfürsten Urkunden, Privilegien erhalten, welche seine Erhebung zum Markte und zur Stadt im Ganzen oder in einzelnen Zügen ausdrücken. Wie wir aber aus einer Eingabe der Stadt vom Jahre 1580 entnehmen, sind die alten „Haupt- und Freiheitsbriefe“ der Stadt bei einer Feuersbrunst im Jahre 1444 vernichtet worden. So wissen wir nur aus beiläufigen Erwähnungen, daß der Markt oder die Stadt schon im 13. Jahrhundert ein besonderes, vom Landgerichte geschiedenes Stadgericht unter einem eigenen Stadtrichter bildete und die Bürgerschaft wenigstens später das Recht hatte, denselben durch Wahl zu bestellen. Vom Jahre 1460 kennen wir eine Stadtdonung 5), die sich die „ganze Gemeinde der Stadt Trienz“ selbst gegeben hat, also deren Stand der Selbstverwaltung (Autonomie) anzeigt. Die körperschaftliche Selbständigkeit der Stadt wird auch durch die Föhrung eines eigenen Siegels angedeutet. Doch erwähnt jene Stadtdonung weder Bürgermeister noch Rat, diese Ämter scheinen hier erst später eingeführt worden zu sein. Das Bürgerrecht war an Hausbesitz in der Stadt geknüpft, der als „Burglehen“ bezeichnet wurde. Die Bürger allein besaßen das Recht, Kaufmannschaft in ihren fünf Hauptzweigen zu treiben, nämlich mit Tuch, Wachs, Eisen, Wein und venedische Pfefferwert, d. h. Spezerei- und Kurzwaren, die über Venedig eingeführt wurden. Die Stadt betrachtete sich damals noch als eine „Mausen“ d. h. Festung für das umgebende Land und daher sollte an ihrer Erhaltung auch dieses, nicht bloß die Stadt allein mittragen.

Das sind nur einige Grundlinien aus den Anfängen der Stadt Trienz, sie weiter auszuführen mangelt der Raum. Nur auf eine traurige Seite der Stadt Trienz sei hier noch verwiesen, nämlich die Feuersbrünste, die sie noch ärger verheerten als die meisten anderen Städte in alten Zeiten darunter zu leiden hatten. So meldet uns eine Chronik von Trienz: „Im Jahre 1440 ist die ganze Stadt inner der Mauer abbrunnen. 1480 die Schweitzergassen abbrunnen. 1609 ist leider mehr die ganze Stadt alles in der Ringmauer, auch die Messinghütte abbrunnen, 1613 wieder die Schweitzergassen.“ Endlich

hat im Jahre 1722 ein Brand wieder die ganze Stadt zerstört.

Der Durchgangs- oder Transitverkehr über Trient hat im 15. Jahrhundert noch zugenommen und neue Formen staatlicher Regelung gefunden. Im Jahre 1467 erließ Graf Leonhard von Görz eine Ordnung, laut der in Trient, Sillian und Niederdorf Fracht- oder sogenannte Rodgenossenschaften zur Verlieferung der Waren und zu deren Aufbewahrung über Nacht Ballhäuser zu errichten waren. Diese Organisation diente zur Verachtung der Handelswaren aus Kärnten zu den Bozner Märkten und über den Brenner und umgekehrt. Die Frachten, die aus Venedig über Umpezzo kamen, hatten ihre Rodstätte zu Toblach. Sillian, das schon immer die Gerichtsstätte für das Gericht Seunfels war, gewann dadurch neue Bedeutung, erhielt im Jahre 1469 auch ein Jahrmarktprivileg und wurde auf diese Weise Markt.

In dem salzburgischen Gerichte Windisch-Matrei erscheint im Jahre 1409 — und zwar von längerer Dauer her — ein regelmäßiger Markt und eine Zollstätte. Der Saumbetrieb über den Matreier Tauern hatte damals für den örtlichen und auch weiteren Handel ziemlich Bedeutung, laut der Register, die uns für die Zeit zu Trient aus dem 15. Jahrhundert überliefert sind, fahren dortselbst häufig Leute aus dem Pinzgau mit ihren und wohl auch fremden Waren durch. Auch der Kaiser Tauern war damals für Frachtverkehr benützt, im Jahre 1576 plante die tirolische Regierung den Bau einer „neuen Saumstraße“ (Saumweg) über diesen.

- 1) Staatsarchiv Innsbruck, Görz-Repertorium, Fol. 184, Urkunde 1, 14.
- 2) Stolz, eine Leihbank zu Trient im 14. Jahrh. in der Zeitschrift des Ferdinandeums 58, 179, ff.
- 3) Staatsarchiv Innsbruck, Görz-Repertorium Fol. 1654.
- 4) Trotter, die Erbauung des Schlosses Bruck in Zeitschrift d. Ferd. 59, 256.
- 5) Tiroler Weistümer 4, 594 ff.

Aus der Görzer Vergangenheit von Trient.

Von P. Max Straganz.

Es sind nur lose Blätter, die ich in den folgenden Zeilen aus der Vergangenheit der Stadt Trient aufschlage und ich denke nicht im entferntesten dabei daran, ein vollständiges Bild des geschichtlichen Lebens der Stadt zu geben, die durch eine lange Reihe von Jahren Sitz eines regierenden Fürstentums gewesen ist. Kenntnis der Vergangenheit liebt zwar unsere Zeit im allgemeinen nicht mehr, und doch sollten wir uns von der Wahrheit des alten Lehrlages recht überzeugen, daß die Geschichte eine Lehrmeisterin des Lebens sei. Nur will sie gehört werden. Wenn an Wohl und Weh seiner Heimat gelegen ist, der wendet gerne ihrer Vergangenheit einen Blick zu und an ihm sind auch vor anderen die folgenden Blätter gerichtet.

Wie in den Tagen des Kaisers Augustus in stolzem Flug auch über unser Heimatland der römische Adler seine Macht gebreitet, ist bekannt. Römische Sitte hat auch im Drautal Wurzel gefaßt, ist aber wie anderwärts dem Sturm der Völkerwanderung erlegen. Neues Leben mußte auch hier aus den Ruinen gelockt werden. Bis weit in das Riesental hinauf stießen im 6. Jahrhundert von Osten her dem uralten Handelswege an der Drau folgend die Slavenhorden vor, bis ihnen endlich um die Wende des Jahrhunderts die barbarischen Herzoge aus dem agilolfingischen Geschlechte einen kräftigen Riegel schoben. Tassilo, der letzte von ihnen, dessen trauriges Geschick Mittelalters erweckt, rief 789 an den Quellen der Drau das Benediktinerstift Innichen ins Leben mit dem in der Stiftungsurkunde ausdrücklich hervorgehobenen Zweck, den noch heidnischen Wenden die Frohbotschaft des hl. Glaubens zu bringen. Mit dem Zusammenbruche des agilolfingischen Stammesherzogtums u. seiner Einverleibung in das Reich Karls des Großen (788), wurde auch in Tirol — soweit es nicht schon fränkisch war — die Grafschaftsverfassung durchgeführt, das Land in Graue oder Komitate geteilt. Im allgemeinen folgen sie bei uns den Haupttälern. Vom Stiftsgebiete

Innichen (zwischen dem Gieser- und Arracherbache) westwärts erstreckte sich der Gau Fustissa, ostwärts hingegen bis gegen Willach der Lurgau; in ihm lag demnach, wie das auch in Urkunden gelegentlich hervorgehoben wird, die Gegend von Trient. In den Saalbüchern des Hochstiftes Trient geschieht ihrer und einzelner Details bereits im 11. Jahrhundert wiederholt Erwähnung. Unter dem Bischofe Hartwig (1022—1039), mit dem durch die Verfügung Kaiser Konrad II. vom Jahre 1027 die Reihe der Fürsten von Trient beginnt, schenkt ein Graf Meginhart dem Domkapitel das Gut Glednach bei Trient; der Bischof selber bereichert den Hof des Domkapitels mit 20 slavischen Wäntern in der Lurgau Gegend. Unter Hartwigs zweitem Nachfolger Alwin (1049—1097) — Alwins Vorgänger Poppe war nach dreiwöchentlichem Pontifikate als Papst Damasus II. am 8. August 1048 gestorben — schenkte (zwischen 1050 und 1065) der Edle Schrott (Scrot) zu Glednach dem Bischof sein Gut zu Tristach (Tristach) der Kirche von Trient und erhielt dafür entsprechenden Ersatz auf dem Berge von Alzing (in monte Alnic). Schrott und seine Ehefrau fügten dieser Schenkung noch die von vier Untreien (Gotislau u. sein Sohn Prezla, Sigiprecht u. Bithina) hinzu. Eine Matrone Bertha gibt dem Bischof Weingüter im kärntnerischen Jauntale und erhält dafür von ihm Weinbezug nach Glednach (Gobuna) gewährt. Der Schenkungsakt ist zu Tristach ausgestellt. Durch eine Uebereinkunft (zwischen 1060 und 1068) mit dem Patriarchen Rabinger von Aquileja überließ Bischof Alwin jenem den Zehent von den im Patriarchate gelegenen Gütern, wohingegen Rabinger neben anderen Zugeständnissen an Alwin auch die halbe Kirche (dimidietatem ecclesiae) zu Tristach hingab. Unter demselben Bischof begab sich der Edle Friderich (1070—1080) aller Ansprüche auf die von seinem Bruder Heinrich der Kirche des hl. Kassian geschenkten Güter. Die Urkunde ist zu Trient (Voinza) ausgestellt. In ähnlicher Weise entäußerte sich um dieselbe Zeit zu Patriasdorf (in villa patriarchae) die edle Matrone Bertha ihrer Rechte an ein Gut zu Gurme (vielleicht in Oberkärnten) zu Gunsten derselben Kirche von Trient. In gleicher Weise überträgt eine andere edle Matrone Judith ihre Güter zu Trient (Voinza) dem Bischof Alwin. Unter Alwins zweitem Nachfolger auf dem Stuhle des hl. Kassian, Bischof Hugo (1100—1125) verzichtet zu Gunsten der Kirche von Trient der Freie Perant auf alle Ansprüche an Güter zu Trient (Voinza) und Tillyach.

Begütert sind in der Gegend von Trient auch die Bischöfe von Gurk. Aus einer Urkunde von 1206 ersehen wir, daß Bischof Walther von Gurk von dem Grafen Meinhard II. von Görz und dessen Gemahlin Adelheid sowie dessen Bruder Engelbert 17 Mark Einkünfte aus Gütern bei Trient (Voinza) kaufte und damit die Grafen wieder belehnte. Ausgedehnt erweist sich schon in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts der Görzische Besitz in Trient und Umgebung. Soweit Nachrichten hinaufreichen, ist der Ort Trient in ihren Händen; 1226 hören wir vom Schlosse der Grafen in Trient. Wenige Jahre später erläßt Meinhard I. von Görz-Tirol, später Schwiegersohn Albert des Dritten von Tirol, dem Chorherrenstifte Neustift eine Abgabe von 20 Schafen, die es aus seinen Gütern um Trient hatte leisten müssen. Eine Reihe ähnlicher Handlungen kennen wir von diesem sonst sehr rücksichtslosen Herrn. So erhält um seines Seelenheilens Willen von ihm das Stift Innichen 1243 geschenkt die Gemma von Trient. Enge verbunden ist sein Name mit der Gründung des Dominikanerinnenlosters zu Trient, dessen Anfänge eine wohlbegründete Tradition auf den hl. Hyazinth hinaufführt. Greifen wir einige dieser Verfügungen heraus. 1243 weist er seinen Richtern in Trient an, den Schwestern zu ihrer Erhaltung aus dem herrschaftlichen Kornkasten eine jährliche Gülte zu leisten und schenkt ihnen ein Grundstück bei der alten Brücke. 1247 folgt die Schenkung eines Acker an der Isel (Isula). 1256 überträgt er ihnen einen Lehenhof in Kals ung, übereignet ihnen drei Acker an Trient; Bischof Egno von Trient

hatte den Schwestern 1249 das Grundstück, auf dem sie wohnten und das Eigen der Kirche von Trient war, geschenkt mit dem Besage für die Dauer des Klosters.

In die Fußstapfen ihres 1258 verstorbenen Vaters traten Meinhard's I. Söhne, Meinhard II. und Albert. Sie betreiben die Zuneigung zur Absterlichen Gemeinde 1261 durch die Schenkung einer Mühle. In der Urkunde ist von einem Marktplatz (forum) in Trient die Rede.

Sehen wir uns kurz um die tirolischen Zeitläufe um, soweit sie unseren Ort berühren.

Graf Albert der Dritte von Tirol war zugleich mit seinem Schwiegersohne Meinhard dem Dritten (I.) von Görz-Tirol mit dem erwählten Erzbischof Philipp von Salzburg 1252 in eine Fehde geraten. Philipp war ein Bruder des letzten Kärntnerherzogs Ulrich aus dem Geschlechte der Sponheimen. Unter dem Kriege litten besonders die in Osttirol und Kärnten gelegenen Besitzungen Salzburgs. So erscheinen als Parteigänger Alberts und des Görzers besonders tätig die Ritter — wohl Ministeriale — Ernst von Trient, Walther von Virgen, ein Pilgrim von Matrei. Doch das Glück ist immer etwas schwankendes. Bei der Belagerung von Greifenburg wurde Albrecht vom Erzbischof geschlagen, geriet in Gefangenschaft und wurde mit anderen nach Friesach abgeführt; Meinhard entkam mit genauer Not dem Lose seines Schwiegervaters. Durch Vermittlung der Verwandten des Gefangenen, besonders des Bischofs Bruno von Trient und Ulrichs von Taufers kam es Ende 1252 zu einem Ausgleich. Neben einem hohen Lösegelde, gleichbedeutend dem im Stiftsgebiete angerichteten Schaden, mußten sich Albert und Meinhard noch verpflichten zur Herausgabe der eroberten Gebiete nördlich der Drau, der Schlösser Trient, Drauburg und Virgen und zum Verzicht auf das Schloß Mitterill. Erst 1292 verzichtete Salzburg auf die drei genannten Burgen, doch blieben sie, wie ein folgender Vertrag von 1308 bekräftigte, salzburgische Stiftslehnen und wurden als solche den Görzern weiterhin verliehen. Meinhard der Dritte (I.) mußte noch seine beiden vorhin erwähnten Söhne Meinhard den Vierten (II.) und Albert als Gefellen stellen; die Prinzen wurden auf Hochwerden in Gewahrsam gehalten. Erst nach dem Tode ihres Vaters wankte ihnen wieder die Freiheit. Wie Meinhard durch eine oft recht skrupellose Gewaltpolitik erster tirolischer Landesfürst geworden, berührt uns hier nicht, wohl aber, die Teilung von 1271. Durch sie kam der tirolisch-görzische Besitz östlich der Mühlbacher- oder Haslachner-Klaufe in die Hände Alberts, des jüngeren der beiden Brüder; gemeinsam blieb der Titel eines Grafen von Tirol u. Görz. So schied sich das Görzische Haus in einen tirolischen und Görzischen Zweig. (Fortsetzung folgt.)

Spinn-Glöcklein.

Im warmen Ofenwinkel
Ein Häblein eilt.
Ein feiner Faden spult sich
Und feilt und feilt
An müden Mädchenfingern;
Der Tritt setzt aus.
„Wie lang die Stunden schleichen
In Bürgers Haus!“
Längst strahlt in Sternenhogen
Die Winternacht.
Der Zeiger im Gehäuse
Weißt endlich: acht.
Das Mädchen schweigt. Eifertig
Ein frommer Gruß,
Dann küßt im Schnee der Straße
Des Mädchens Fuß.
Dahem. Ein liches Stübchen,
Trauteinsamkeit,
Voll ehrsam-stroher Armut
Und Sauberkeit.
Kein Wohlverdient ist Spinnen,
Kein festes Brot;
Doch teilt man gern sein Stübchen
Der ärmern Not.

Und läßt beim reichsten Zähler
Die Zinsen stehen
Und freut sich . . . „Doch wie ist's nur?
Es geht auf zehn!

Zwei Häuser um die Ecke
Drei Stunden lang?
Die Uhren haben merklich
Ungleichen Gang.

So heut und ehegestern;
So Wochen schon.
Wer hält sich vierzehn Stunden
In Tagwerksron?

Wie mir, so neunzehn andern
Und — leider wahr!
Grad in den besten Häusern,
Beim Pfleger gar.

Ihr klugen Bürgerfrauen!
Welch feiner Sinn
Wies euch ans farge Löhnlein
Der Spinnerin?

Wer segnet euch die Ellen
Im breiten Spind,
Die aus erschlicher Arbeit
Gewoben sind?

So sorgt und murrst das Weiblein
Zur späten Nacht.
Am frühen Morgen — schmunzelnd
Ist's aufgewacht.

Zur Sonntagsjause ladet's
Die Gilbe ein.
Ein Raunen war und Nicken
Im Kämmerlein.

Dann heim. Im Münzenstrumpfe
Ein sorglich Tun,
Wo Tauf- und Firmtaler
Und Gulden ruhn.

Ein tüchtig Stück zu Handen,
Halb trüb, halb froh;
's sind harte Arbeitstrenner,
Drum klingelt's so.

Hierauf in Nachbars Stube.
Der hat ums Geld
Gar Ader oder Wiese
Zur Wahl gestellt.

Hernach zum Karmel-Brior:
„Zur achten Stund
Sollt Feierabend künden
Ein' Glöcklein's Mund;

Von Urfelstag bis Jörgen.
Und zum Entgelt
Ein wieches Ackerflecklein
Im Fiesfeld.“

Der Brior war's zufrieden;
Die Weiblein auch.
Die Frauen nur verwünschten
Den neuen Brauch.

Doch ließen sie's nicht merken.
— Das Glöcklein klang
Bis man's in Weltkriegs Tagen
Bom Turme zwang.

(Vergleiche die bezügliche Angabe im Auf-
sage über die Karmeliten.)

E. Angerle.

Von der Pfarrkirche zu Wien.

Bei der Pfarrkirche von Wien befinden sich einige Ueberreste aus jener Zeit, die vermutlich der Erbauung der jetzigen Kirche vorausging. Sie haben vielfach Anlaß zu den gewagtesten Vermutungen gegeben und noch heute hält sie das Volk für Denkmale aus der Römerzeit. So sieht man über dem Hauptportale einen kleinen verwitterten Kopf eingemauert, der häufig als Merkur ausgegeben wird. In der Gruftkapelle unter dem Presbyterium dient dem Weihbrunnentessel ein Stück uralter Säule samt Kapital als Ständer. Am östlichen Friedhofeingang aber stehen zwei aus weißem Marmor gehauene Löwen mit Widbern unter den Pranken, von denen noch Staffler schreibt, sie seien „Ueberbleibsel aus dem grauesten, wahrscheinlich vorrömischen Alter, die wohl auf einen Mithrasdienst hindeuten dürften.“

In Wirklichkeit dürften aber all diese merkwürdigen Dinge nicht in ein so hohes Alter zurückreichen, sondern wohl nur aus

der früheren romanischen Pfarrkirche stammen, die am 4. März 1204 von Bischof Johann von Pola geweiht und 1444 samt der Stadt ein Raub der Flammen wurde. Die Löwen nimmt bereits Lintbauer gegen Staffler als Grab- oder noch wahrscheinlicher als romanische Portalfiguren in Anspruch. Die Basen der Tor Säulen, die sie einst zu tragen hatten, haben sie heute noch nicht verloren.

Interessant sind auch die Sockel, auf denen beide Löwen ruhen — zwei Werkstücktrümmer gotischer Zeit, schön und fein profiliert und mit zart verzierten Säulensüßen versehen. Ein Miertumskenner sagte mir einmal, es dürften die Reste des Unterbaues sein, auf denen einst im Presbyterium jene großen Grabplatten ruhten, die heute rechts und links unter dem Sängerkor an der Wand stehen und die erst hierher versetzt wurden, als im Jahre 1738 das durch einen Blitzstrahl arg beschädigte Presbyterium im Barockstil wieder hergestellt wurde. Die Grabsteine selber (Leonhard, der letzte Graf von Görz, und Michael Freiherr von Wolkenstein) gehören noch jetzt zu den wertvollsten und reichsten Sehenswürdigkeiten der Pfarrkirche.

Josef Weingartner.

(Sammler, 1. Jahrg., 8. Heft.)

Was fragt die Gans?

(Lied aus dem hintersten Fjelltal.)

Födre Gans! Födre Gans!
Was trägt die Gans auf ihrem Kopfe?
Ein altes Weible mit an Kopfe
Tragt die Gans af ihren Kopfe.

Födre Gans! Födre Gans!
Was trägt die Gans in ihren Schnabl?
An Schlipftrappen samt der Gobl
Tragt die Gans in ihren Schnabl.

Födre Gans! Födre Gans!
Was trägt die Gans af ihren Ruggn?
An Drauer samt da Bruggn
Tragt die Gans af ihren Ruggn.

Födre Gans! Födre Gans!
Was trägt die Gans af ihren Flign?
A Kindl samt da Wegn
Tragt die Gans af ihren Flign.

Födre Gans! Födre Gans!
Was trägt die Gans af ihren Böechn (Zehen)?
A Decke samt den Flöechn (Flößen)
Tragt die Gans af ihren Böechn.



Das Berchtlspringen.

Hierüber erzählt Herr Lokaltaplan Plat-
zoller im „Beitrag zur kirchlichen Topo-
graphie und Statistik der Diözese Brixen be-
treffend die Lokaltaplaner Oberlienz“ (ver-
faßt 1837) folgendes:

Die jungen Mannspersonen vermunnen sich nach dem ersten Weihnachtstage als Berchtl, das heißt, sie ziehen so schlechte, zerrissene, zottichte Kleider an, als sie habhaft werden können und entstellen sich in eine recht häßliche Figur, laufen von Haus zu Haus, schreien, knurren, poltern und brüllen, nehmen Gloden, Besen und Ketten usw. mit und beabsichtigen damit, den Hausgenossen Furcht und Schrecken einzujagen, bis sie durch Geschenke, bestehend in Brot, Käse, Speck, Butter, Fleisch, Branntwein u. dgl. beschwichtigt und abgefertigt werden.

Ein Aufsatz in der „Carinthia“ vom Jahre 1815, Nr. 5, unter dem Titel „Die Berchtla-Waha oder Frau Bercht“ gibt die begründete Vermutung an, daß diese Frau Bercht aus den römischen Bacchanalien, das Bild eines Carnevals, die durch ein betrunkenes, ganz sinnloses altes Weib vorgestellt wurden, ihre Ableitung erhalten habe, und daß ihr Name von *peritica*, *Etas*, *Rebe*, oder von der Göttin *Pertunda* abgeleitet sein dürfte.



Ursula von Wien.

Erwähnlich ist es, wenn eine Menschenseele dem Fluche, der Rache ihres Gottes verfällt. Noch furchtbarer als dies Unglück des Einzelwens ist Gottes Fluch, wenn er wie ein Blitz-

strahl ein ganzes Volk zerschmettert. Solch ein Nachstrahl trat vor halb 2000 Jahren das auserwählte Volk, den Diebling Gottes im Alten Bunde, die jüdische Nation. In dem Tage, da die Juden ihren Messias, den Herrland der Welt, aus der Gemeinschaft der Lebenden ausstießen, verloren sie selber das Heimatrecht — im Himmel und auf Erden. Ueber die ganze Erde zerstreut, allen Völkern zur unheimlichen Last, ja fast zur Strafe geworden, sind sie wie irre Schafe, denen der Hirte fehlt und die gemeinsame Hürde. Und doch scheint manchem dieser Fluch nicht allzu schrecklich. Durch hoch entwickelten Geschäfts- und Handelsinn, scharfes Berechnungsvermögen, Klugheit, Schlaubert und Gewissenlosigkeit, hat sich das Judentum in allen Kulturstaaten an die ersten Stellen emporgeschwungen. Den Juden gehört der Handel, die Industrie, der Großteil der Presse. Sie sitzen auf den Lehrstühlen der Hochschulen und verdrängen von dort aus die Blüte unseres Volkswachstums, sie stehen hinter den Tischen der Politiker und hegen Reich gegen Reich, um ihre Taschen zu füllen. Sie besitzen vor allem die mächtigste Macht der Erde, das Geld. Sie wissen es zu wahren und zu mehren mit allen Mitteln. Und trotz alledem sind sie ein unglückliches, ein geschlagenes Volk, friedlose Zeugen der Gerechtigkeit Gottes. Nur lassen sie sich diese untreuliche Zeugenhaft ein wenig teuer bezahlen. Und ob sie auch äußerlich ihre Freiheit preisen und die „dummen Christen“ verlachen, sie tragen doch zu tiefst in der Seele das Bewußtsein des Fluches und neiden uns trotz ihres Wahnes vom künftigen Messias unseren Licht- u. trostvollen Christenglauben.

In früheren Jahrhunderten artete dieser glühende Christenhaß nicht in blutige Greuel aus. Die Nachkommen des Annas und Kaiphas wollten tun, was ihre Väter getan, und da sie Christus nicht mehr töten konnten, so wollten sie das Blut der durch sein Blut Erlösten trinken, eine grausige Erfüllung des Karfreitagsrufes: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ In einem im Jahre 1723 erschienenen Buche lesen wir darüber:

„Es ist fast kein Land und in einem Land schier keine Gegend zu finden, in welcher nicht die jüdische Grausamkeit in dem Blut der unschuldigen Christenkinder ihre mörderischen Hände waschen! In dem fünfzehnten Jahrhundert hat Throl an dreien Orten ein solches dreifaches Mord Spiel der gegen die kleine getaupte Unschuld verbitterten Hebraeer wehemütig erfahren müssen. Das erste hat sich zugetragen im Jahr Tausend vierhundert drei und vierzig zu Wien. All da haben die Juden ein vier jähriges Christliches Mägdelein, Ursula mit Namen, zu Handen gebracht, welches sie, gemäß ihres menschlichen Haß wider alle Juden von selbigem Ort auf Grog vertrieben worden. Das Weiblein aber des selbigen Kinds hat man auf dem Freyhof zu Wien beerdigt, daselbst es annoch ruhet.“

Andere alte Urkunden enthalten den ausführlichen Bericht des Mordaktes. Auch findet sich ein altes Bild, auf welchem die kleine, selbige Ursula mit der Siegespalme in der rechten und dem Messer in der linken Hand vor der Gottesmutter kniet; die Arme sind mit Strich- und Schnittwunden bedeckt. Ein Englein schmückt sie mit einem Blumenkranz, während von der anderen Seite Amberl von Rinn und Simon von Trient ihre Genossin das Christentum, jämmerlich das Leben benommen. Nach dieser grausamen That sehnd jubelnd begrüßten.

Das Martyrium der kleinen Blutzengin fällt auf den Karfreitag des Jahres 1443. In Wien wohnten damals neun Juden. Heute noch ist das Gäßchen bei Max Stellers Eisenhandlung nach ihnen benannt. Sie taten den Plan, sich zur Osterfeier des genannten Jahres ein Christenkind zu verschaffen. Geld regierte schon damals die Welt und so gelang es, eine Christin, Christina Pratschedl, ausfindig zu machen, die sich den Judaslohn verdiente. Am Gründonnerstag abends trat sie in der Nähe der alten Johanneskirche (auf dem heutigen Johannesplatz) die vierjährige Ursula, Tochter des Bürgers Thomas Wid. Sie lockte das Kind ins jüdische Haus und übergab es seinen Feinden. Im Hause Samuels begann nun in der Karfreitagnacht

ein entsetzliches Treiben. Ganz entkleidet, mit zugeschnürtem Halbe und verbundenem Munde lag das arme Opfer auf der Steinplatte im düsternen Keller, umgeben von seinen Würdern. Mit Scheren, Messern, Priemen und Nadeln mißhandelten sie es, bis dem kleinen, mundenüberhäuften Leibe mit dem letzten Blutstropfen die Seele entfloß. Jedes Tröpflein Blut hatten die Quäler in Gefäße gesammelt. Sie mischten es in wilder Freude unter ihren Trank, während sie den Märtyrerverleib in einem Becken wuschen und mit diesem Wasser Gesicht und Wohnung benetzten. So weit vermag der Mensch zu kommen, wenn er einer wilden Leidenschaft die Zügel schießen läßt. Mit Anbruch des Tages verwischten die Juden, so gut es ging, die Spuren der Tat und bargen den heiligen Leib unter altem Gerümpel. Das verschwundene Kind wurde überall gesucht und instinktiv richtete sich der allgemeine Argwohn und Eroll gegen die Juden. Und um bei etwaigen Nachforschungen gesichert zu sein, kleideten die Täter den Leichnam des Kindes an und warfen ihn in den nahe vorbeifließenden Bach. Aber gerade dieser Ausweg wurde ihnen zum Verhängnis, denn die Leiche blieb, ohne daß es die Juden ahnten, ruhig im Wasser liegen und wurde von Urulas eigenem Vater aufgefunden. Nun wurden die Juden gefangen, gestanden nach vergeblichem Zeugnis ihr Verbrechen ein und wurden teils zum Rade, teils zum Galgen, teils zum Feuertode verurteilt und auf weltweite Zeiten (17. J. Ned.) aus Wien verwiesen.

Der Leib der heiligen Martyrin wurde im Pfarrfriedhof an der Kirchenmauer beigesetzt, die Stelle durch eine Gedenktafel gekennzeichnet und mit einem Gemälde geziert. Bald wurde das Grab zum Gegenstande immer Verehrung und zum Gnadenorte, wie eine Reihe kleiner Votivgeschenke bezeugten. Nach fast 300 Jahren wurden die Gebeine des seligen Kindes erhoben und — in einem hölzernen Schächtelchen in der Sakristei und später im Pfarrarchiv verwahrt. Erst im Jahre 1904 fanden die ehrwürdigen Gebeine ein würdigeres Ruheplätzchen in einer Mauernische neben dem Guten-Rat-Altar der Pfarrkirche. An Sonntagen schimmert gar oft eine kleine, rote Ampel vor dem stillen Heiligtum.

Degen und Hut oder: Der lügende Berg.

Aus der Mappe eines alten Schleinitzverehrsers.

Degen und Hut . . . ? Also zuguterleht noch eine Kriegs- oder doch Soldatengeschichte? Vielleicht eine „historische“?

Nein, sondern eine Erinnerung an jene nach unbewiesener Rechnung erst wenige Jahre, nach unserem Empfinden jedoch viele Jahrhunderte hinter uns liegende Zeit, da noch niemand eine Ahnung hatte, daß die Völker der Welt sich so grimmig und blutig wie nie zuvor befehdet würden, an jene Zeit, da es noch fremdenhungrige Sommerfrüchler und gönnerhafte Sommerfrüchler und nur leichte, ach, so unfaßbar leichte Sommerfrüchlerjorgen gab!

Damals also verbrachte ich manch vergnügten Sommer im reizenden Osttiroler Städtchen Wien. Wer kennt es nicht, das liebliche Alpenkleinod? Dort, wo die Fiel und Drau ihre Wellen und Forellen veremend rastlos weiterhasten, breitet sich der Wienerboden wie eine weite Talebene aus, umgürtet von mächtigen, aber auch anmutsvollen Bergen.

Anfangs fesselte mich das bunte Merkle der Naturschönheiten des friedlichen Alpenparadieses so lebhaft, daß ich der hie und da vernommenen Kunde: Wien besitze eine Wetterprophetin, kaum die entsprechende Aufmerksamkeit zugewandt hatte. Zeit und Umstände sollten mir aber allmählich Aufschluß geben über diese Wetterprophetin, deren Eigenart nicht nur den Wienern, sondern auch manchem Alpenfreunde wohlbetannt ist.

Auf die verwundernde Frage des Lesers, was für ein sonderbares Wesen das wäre, will ich ohne langwieriges Vorreden gleich klipp und klar erklären, daß die besagte Wetterprophetin besterlei kein menschliches Geschöpf ist. Eine Berggriechin ist's, um die es

sich hier handelt, also eine Weiblichkeit aus Felsgestein, genannt: die Schleinitz. Sie ist ein Nahberg der Stadt, wie jeder Wienzkenner weiß, und blüht von ihrer 2906 meterlichen Höhe ziemlich verdrossen auf das freundliche Gefäß der Wiener Leute herab. Daß die Schleinitz kein eigentlicher Touristenberg ist, soll nur nebenher bemerkt sein. Dafür genießt sie als Vorauskünderin von Sonnenschein und Regen bei den Einheimischen und Sommerfrüchtlern einen gewissen Ruf, der das alte Sprichwort von der Nichtgeltung des Propheten im eigenen Lande Lügen straft.

Der Gedanke, daß die Schleinitz in der Art einer Heze von Endor, einer Traumsehille, einer Pythia oder auch nur eines aus schmutzigen Kartenblättern orakelnden Zigeunerweibes durch Wahrsagerer den Zukunftschleier lüften könne, dieser Gedanke scheint zweifellos wenig glaubwürdig. Daß ihm aber trotz alledem eine gewisse Berechtigung nicht abzuspochen sei, darüber ward mir zuerst ausdrücklich Bescheid von den Lippen eines greisen Eigentümers von Schloß Brud nächst Wien, der seiner schon zu den ewigen Sternen übersiebelst ist.

Eines Tages in anregendem Wechelsprache gedachte nämlich der Schloßherr des in Wien vielzitierten Wettersprüche, das da lautet: „Hat die Schleinitz einen Hut, so wird das Wetter gut, trägt sie aber einen Degen, so deutet das auf Regen.“ Damit sind die auf der Schleinitzspitze oft sichtbar werdenden Nebelgebilde gemeint, aus deren Formwirrnissen die Volksphantasie bald einen Hut, bald wieder einen wagrecht dahinschwebenden Degen herauszuklugeln glaubt. Als aber der alte Herr mir dieses Wettersprüche Wort für Wort schallhaft lächelnd vorlegte, schüttelte er dazu seinen wie dozierend erhobenen rechten Zeigefinger, gleichsam als wollte er mich warnen, dieser Wettersentenz allzu leichtgläubig zu vertrauen. Auch fügte er bei, daß die Bevölkerung seiner Heimatgemeinde auf Grund uralter Ortstradition aus der jeweiligen Wolkenfiguration unbeeirrbar auf die bevorstehende Wettergestaltung zu schließen pflege.

Welch tiefer Sinn aber jenem schallhaften Lächeln des Wiener Schloßpatriarchen innewohnte, habe ich erst nachmals, selber zum Wissenden geworden, vollat würdigen gelernt. Um es nur gleich herauszusagen: Dieser im Volksbewußtsein so fest verankerte Wetterspruch ist nichts sonst, als eitel Blendwerk und Gesoppe, und die Kolossalstange aus Stein, die Schleinitz, dieses Riesenbarometer in Berggestalt — liegt, Vergeßung für das rüde Wort! Ja, sie liegt, die Schleinitz. Sie liegt, wie telegraphiert, wie Bismard gesagt hätte. Die anderweitigen Verdienste des Felsenweibes in Ehren! Sie hat als Bollwerk gegen die eifigen Luftströme aus dem nahen Iseltale die braven Wiener stets vor Erkältung geschützt und schützt sie noch immer. Das gebe ich gern zu. Aber auf das Entschiedenste wage ich dennoch zu behaupten, daß die hochverehrte Riesendame als Wetterprophetin vollständig unbrauchbar ist, ja als solche sogar gemeinschädlich werden kann.

Und sonderbar! Trotzdem zehrt die Schleinitz gerade an diesem alten Rufe, daß sie die Witterung vorausagen könne, unentwegt weiter. Nur daraus läßt sich vielleicht erklären, daß man in Wien keinen ausgesprochenen Optikerladen sieht, sondern nur Verkaufsgeschäfte mit gemischten Artikeln, wo Brillen, Feldstecher, dann wetterkündende Geräte, wie Baro-, Hygro- und Thermometer, Aneroide u. dgl. nur nebenbei und gemeinschaftlich mit anderen Waren gehandelt werden.

Offenbar wird dem zünftigen Barometerhändler das Geschäft von der steinernen Konkurrenz verdorben. Und schliche sich auch einmal ein solcher mit einem wohlfortierten Aneroidlager ausgerüstet heran, so nähme er, bedrückt von der Konkurrenz, sicherlich Reißaus. Diese sofort, schon vom Anblick des Barometerberges erschreckt, gemlos über Felder und Acker hüpfend davon, unaußhaltbar bis zur kärntner Grenze. Denn nur westwärts weg von Wien, wo weder Nebelhüte noch Wolkenbegen auf den Köpfen von Barometerbergen durcheinander gaukeln, winkt Optikern ein gutes Geschäft.

Gleich von allem Anfang an schien mir die Wiener Wetterprophetin nicht vertrauenswürdig, waren doch die Umrisse der Wolkengehaltn dort oben stets von einer Verschwoommenheit, die niemals ein klar anschauliches Bild bieten konnte. Wie oft zerbrach ich mir den Kopf darüber, ob ich aus dem Wolkengefetz, das um das Haupt der Großmama Schleinitz sich spann, ein triebkräftiges Regenembrigo oder einen schon voll entwickelten Gut heraustrüßeln könnte. Die höchst abenteuerlichen Dunststreifen, die sich dort aus kondensierten Taldämpfen zusammenballten, konnten ja füglich alles und jedes vorstellen, was da nur krencht und flucht auf dem Erdenrund.

Im letzten Sommer vor dem Kriege ward es mir besonders schwer, aus den Wolkenrätseln einen Umriß positiver Bildhaftigkeit herauszufinden. Damals erfreuten wir uns ja einer zyklischen Vorführung des Regenschauspiels in Osttirol. Das Firmament war tagelang wie mit einem einzigen grauen Spitalsleintuche verhängt. Später fransten sich daraus selbständige Wolkenlobigkeiten ab, titanische Röhrenstufenformen, gespenstige Schlarvöcke, aber auch Gebilde, die Wehrlichkeit hatten mit Wildschweinen, Wallfischen, Höllendrachen und dämonischen Tromedaren des Schattenreichs. Alle diese Gestalten und Ungeheuer geisterten oben eine Weile umher, um dann über die nahen Dolomitenköpfe in das weite All zu entschweben.

Eines regentreten Morgens tauchte am felsigen Schleinitzschädel eine großmächtige Dunstschwade in Form eines Generalshutes auf, die weil tiefer unter ihm ein plumper Nebelstreif in Gestalt eines Kavalleriejäbels sich wagrecht dahindehnte. Das bedeutet also nach dem Schleinitzspruche Schönwetter und zugleich auch Regen. Wirrwarr, du siegst! Am nächsten Frühmorgen aber lachte die Sonne auf Wien herab, obgleich der Kavalleriejäbel noch immer sorglos am Halbe der alten Wetterprophetin baumelte. Endlich zur Mittagszeit ward der Säbel — eben hub das Zwölf-Uhr-Läuten in der hochgelegenen Pfarrkirche an — wie vor unsichtbarer Hand eingezogen. Fand er am Ende Verwendung als Brotaufschneidmesser bei der Mahlzeit der Erzengel?

Nun schmückte also der Generalshut allein den Berggipfel, freilich schon in der Form verschwoommen, die mehr ins Nachthaubenhafte hinübergriff, aber immerhin wie ein Hut aussah. Somit Schönwetter in Sicht? Ja, Kuchen! Am Nachmittag gab es wie aus Ampeln. Sprüchlein, Sprüchlein an der Felsenwand, wer liegt am schönsten im Tiroler Land? Aber schließlich ist ja eine Nachthauben kein Hut. Gegen Abend ließ der Regen nach und quer über dem steinernen Herzen der Wetterprophetin brauten die Nebelgeister wieder unerwartet etwas böllig neues zusammen: einen dünnen, wasserrecht schwebenden, langgestreckten Chinesenzopf. Ein dickerer Anfangsteil lagerte gegen das Iseltal, „wo die Winde so schaurig weh'n“, während der dünnere Ausläufer gegen Döllach strebte. Döllach, wer kennt nicht sein Bergfrüchlein, darin Dreffreggers wundermilbe Madonna prangt? Ach, beschähte sie uns doch vor Kavalleriejäbel und Chinesenzopf, denn sie sind länglich, gemahnen an Degen und bedrohen uns mit Regen.

Aber zum Ruck, was ist denn nun wieder los da oben auf der Wiener Barometeralpe? Der Chinesenzopf wird ja zusehends von Minute zu Minute dicker, lebensvoller, als gehörte er einem alten Mandarin, der seinen bloßen Schädel gerade an der Zopfstelle mit einer Hartkräftigungsalbe eingerieben hat. Nach neun Uhr abends schwillt der Zopf zu einer gigantischen Salami an, die bis zum Bersten mit dichten Wolkendüsten gefüllt ist.

(Schluß folgt.)

„Wer im Volke die Liebe zur Heimat stärkt, die Kenntnis der Heimat vermehrt, die Freude an der Heimat erhöht, der erobert ohne blutige Kämpfe, erobert geistig Land.“ Lägell.

Herausgeber, Eigentümer und Verleger: Osttiroler Freiwirtschaft; Drucker: J. G. Mahl (Hans Mahl) verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Rich. Schneider Sämtliche in Wien.